

3. Erhebungsorte

Die Erhebung der Daten sollte in drei ausgesuchten städtischen „Problemquartieren“ mit ähnlichen sozialstatistischen Grundvoraussetzungen und sozioökonomischen Hintergründen vorgenommen werden. Als Erhebungsstädte kamen dabei Göttingen in Niedersachsen, Kassel in Hessen sowie Leipzig in Sachsen in Frage. Göttingen als vor allem universitär geprägte Stadt, Kassel als gewachsene Arbeiterstadt, die vom Strukturwandel besonders massiv betroffen ist, und Leipzig als von der Transformation der letzten beiden Jahrzehnte stark betroffene ostdeutsche Stadt versprachen insbesondere, unterschiedliche Aspekte bei möglichst ähnlichen Rahmenaggregatdaten abzubilden.

Der begrenzte Umfang und Rahmen des Projekts sowie die für einen politikwissenschaftlichen Vergleich notwendigen Ausgangsbedingungen erforderten bei dieser Erhebung eine geographische Beschränkung auf vier städtische Gebiete. Auf der Basis der Auswertung sozialstatistischer Rahmendaten – etwa dem Anteil an Empfängern von Sozialleistungen, der Arbeitslosigkeit und der Wahlbeteiligung – und unter Hinzuziehung von Experten vor Ort sowie einschlägigen Erkenntnissen der Stadtsoziologie wurden jene Viertel ausgewählt, in denen die von uns gesuchte „Unterschicht“ in überdurchschnittlichem Maße vermutet wurde.

Die Stadtteilauswahl orientierte sich an den nach diesen Kriterien aggregierten Daten. Den ausgesuchten Quartieren ist gemein, dass sie als „Problembezirke“ gelten, also sowohl in baulicher, infrastruktureller, ökonomischer und sozialer Hinsicht Defizite aufweisen. „Neben baulichem Verfall, einer Ausdünnung und Überlastung des privaten wie öffentlichen Infrastrukturangebots und der Schließung und Verlagerung von Betrieben

werden die Viertel durch Arbeitslosigkeit, Armut und eine hohe Zahl von Sozialhilfebeziehern charakterisiert.¹

Mit den monofunktionalen Großwohnsiedlungen, die sich häufig in der städtischen Peripherie befinden, auf der einen und den eher innerstädtischen Altbauquartieren auf der anderen Seite wurden zwei verschiedene Typen sozialstrukturell schwacher Stadtviertel ausgewählt. Kassel-Brückenhof, Leipzig-Grünau und Göttingen-Grone sollten in der Untersuchung als Beispiele für den erstgenannten Typus fungieren, das Quartier Kassel-Wesertor für den zweiten.

Die Auswahl von Stadtvierteln folgte des Weiteren der Logik, dass sich in diesen Mikrokosmen soziale Bezugssysteme abbilden lassen, die sich nicht nur räumlich, sondern vor allem auch sozialstrukturell und/oder ethnisch differenziert von anderen Stadtvierteln abgrenzen. Ein Stadtviertel muss hierbei nicht unbedingt eine offizielle Sanktionierung durch Grenzziehung erfahren: Es ist vielmehr ein Konstrukt, das von den Stadteilbewohnern selbst – etwa aufgrund einer gemeinsamen Geschichte – definiert oder – durch Stigmatisierung – von außen als solches gesetzt wird. Besonders für die im Rahmen der Studie untersuchten „Unterschichten“ ist in zweierlei Hinsicht ein besonderer Bezug zum Viertel anzunehmen.

Zum einen erscheinen diese Quartiere als „Sammelbecken“ benachteiligter Bevölkerungsgruppen, die in verschiedenen Bereichen – materiell wie soziokulturell – Defizite aufweisen, und deren konzentriertes Aufkommen in den Problembezirken auch den Abstand zur Mehrheitsgesellschaft charakterisiert. Zum anderen wird in der modernen Stadtsoziologie auch immer wieder von der besonderen Qualität des Zusammenlebens in diesen Quartieren gesprochen.² Dort wird hervorgehoben, dass diese Viertel auch die Prägung einer „ethnischen Kolonie“ und eines „sozialräumlichen Milieus“ haben können, die die Funktion eines Schutz- und Rückzugsraums gewährleisten. Dies gilt für Deutsche ebenso wie für Migranten. „Hier sucht man Verwurzelung, Vertrautheit mit Menschen und Umgebung, damit verbundene Verlässlichkeit, Berechenbarkeit, Stabilität, Geborgenheit und Heimatgefühl. In traditionellen Milieus spielt Verwurzelung und Ge-

1 Neef, Reiner; Keim, Rolf: *Wir sind keine Sozialen. Marginalisierung und Resourcen in deutschen und französischen Problemvierteln*, Konstanz 2007, S. 11f.

2 Vgl. Ceylan, Rauf: *Ethnische Kolonien. Entstehung, Funktion und Wandel am Beispiel türkischer Moscheen und Cafés*, Wiesbaden 2006.

wohnheit, vermischt mit Inflexibilität, eine große Rolle. Der soziale Raum deckt sich stärker mit dem nahen räumlichen Umfeld. Man will auch deshalb oft im Quartier bleiben und harrt aus, selbst wenn Störfaktoren im Wohnumfeld zunehmen oder sich dessen Bewohnerstruktur im Sinne eines ‚Grading Down‘ sehr negativ entwickelt“, so das Ergebnis einer Studie zur Sozialen Segregation in Stadtgesellschaften.³

3.1 STADTVIERTEL, QUARTIER UND SOZIALE LAGE

3.1.1 Das Quartier – Diskussion und Definition einer unscharfen Sozialkategorie

Der Begriff des Quartiers ist in den Sozialwissenschaften bislang weder näher spezifiziert noch gegen verwandte Begriffe wie etwa das Stadtviertel abgegrenzt worden. Tatsächlich finden sich stadtsoziologische Untersuchungen, die den Begriff implizit zur Beschreibung beobachtbarer sozialer Phänomene benutzen, insbesondere im Zusammenhang mit dem Komplex der Segregation.⁴ Wenngleich eine klare, verbindliche Definition in diesen Werken zu vermissen ist, wird der Quartiersbegriffs zumeist intuitiv – etwa im Sinne einer sozialräumlich geschlossenen und abgrenzbaren, äußerlich durch verschiedene Merkmale identifizierbaren Einheit – verwendet.

Nachteil eines solch instinktiven und gleichsam nicht liminalen Verständnisses des Quartiersbegriffs ist, dass sich in ihm verschiedenste Diskurse verschränken. Diese sind keineswegs nur auf die theoretischen Subdisziplinen und Denkschulen der Sozialwissenschaften begrenzt, sondern

-
- 3 Beck, Sebastian; Perry, Thomas: Soziale Segregation. Nebeneinander und Mit einander in der Stadtgesellschaft, in: *vhw FW*, (Juni-Juli 2008) 3, S. 115-122.
 - 4 Bspw. sprechen Reutlinger et al. von „Armutsquartieren“, ohne nachzuweisen, welche Spezifika ein solches Quartier ausmachen. Reutlinger, Christian et al.: *Jugend und Jugendpolitik in benachteiligten Stadtteilen in Europa*, Wiesbaden 2007, S. 25; vgl. außerdem ergänzend Häußermann et al. (Hrsg.): *An den Rändern der Städte*, Frankfurt a.M. 2004; Löw, Martina; Steets; Silke; Stoetzer, Sergej: *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*, Opladen 2008.

erstrecken sich oftmals auf die Bereiche der Stadtplanung und Geographie.⁵ Unklar bleibt demzufolge nicht nur, was der Forschungsgegenstand „Quartier“ umreißt, sondern ebenso die Nützlichkeit des Begriffs, der sich schließlich auch in politisch und sozialplanerisch bedeutsamen praktischen Anwendungsbereichen (wie etwa dem Quartiersmanagement) im Rahmen von Förderprogrammen benachteiligter Stadtteile niederschlägt.⁶

Im Folgenden soll deshalb in aller Kürze historisch hergeleitet werden, was den Quartiersbegriff ausmacht. Darauf folgend soll diese Herleitung durch neuere sozialtheoretische Hintergründe angereichert und abschließend auf die in diesem Bericht verfolgte Definition des Quartiers übergeleitet werden.

3.1.2 Vom Arbeiterviertel zum segregierten Quartier

Der Begriff des Quartiers kann begriffsgeschichtlich bis in die Antike, auf die schachbrettartige Struktur der Römersiedlungen, zurückverfolgt werden. Wenig zweckmäßig erscheint aus sozialwissenschaftlicher Perspektive jedoch eine derartig „geometrisch-historische“ Abgrenzung des Begriffs auf Grundlage dieser baulichen Basis. Wichtiger sind soziostrukturelle Komponenten einer Definition, die die bauliche Struktur der Quartiere zwar berücksichtigen, dabei aber gleichzeitig Platz für soziale Interaktionsmuster, spezifische Funktionen sowie die Entstehungsbedingungen und -bedürfnisse eines „sozialräumlich“⁷ identifizierbaren Quartiers einräumen.

-
- 5 Vgl. Schnur, Olaf: Einführung und Zusammenfassung der Beiträge, in: Ders. (Hrsg.): *Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis*, Wiesbaden 2008, S. 9–16, hier insbesondere S. 9f.
- 6 Vgl. Förderprogramme des Programms „Soziale Stadt“, exemplarisch etwa in: Deutsches Institut für Urbanistik (Hrsg.): *Die Soziale Stadt. Eine erste Bilanz des Bund-Länder-Programms „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt“*, 2002, S. 37f.
- 7 Der Begriff des sozialen Raums geht auf den Soziologen Pitirim A. Sorokin zurück. Sorokin unterscheidet den sozialen Raum vom geometrischen dadurch, dass, obwohl eine geometrisch zu beobachtende Nähe zwischen verschiedensten Personen(-Gruppen) beobachtbar ist, eine soziale Distanz zwischen ihnen vorherrschen kann. Vgl. Löw et al.: *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*, S. 46.

Die urbanen Strukturen, die auch noch das heutige städtische Leben konturieren, entstanden während des 19. Jahrhunderts. Treibende Kraft hinter diesem Strukturbildungsprozess war die Industrialisierung. Durch die erhöhte Nachfrage nach Arbeitskräften in den industriellen Betrieben kam es zu einem starken Zustrom und einer geballten Ansiedelung von Arbeitskräften in der Nähe der Fabriken. Hierdurch wuchsen die Städte und die Verstädterung der Gesellschaft nahm ihren Anfang.⁸

Dieser Prozess zeichnete sich jedoch durch Ungleichmäßigkeiten aus, so dass sich die Arbeiter in der Nähe ihrer Arbeitsstellen konzentriert in eigenen Vierteln – den Arbeiterquartieren – wiederfanden.⁹ Sie stellen bis heute häufig den Referenzpunkt vieler sozialwissenschaftlicher Quartiersbezüge dar;¹⁰ nicht zuletzt deshalb, weil es im Zuge der Arbeiterbewegung gelang, eine Infrastruktur auszubilden, die Versorgung, Selbstorganisation, kulturelles Leben, Hilfs- und Unterstützungsnetzwerke von der Arbeiterschaft ausgehend zu etablieren.¹¹

Dabei ist jedoch zu konstatieren, dass diese Binnenorganisation der Quartiere seit den 1970er Jahren einem stetigen Erosionsprozess unterworfen ist. Der Strukturwandel der Wirtschaft evozierte die strukturelle Arbeitslosigkeit, die überproportional stark Geringqualifizierte aus den Arbeiterquartieren betraf. Zusätzlich verlor das Sozialsystem zunehmend seine Tragfähigkeit.¹² Durch diese Entwicklungen kam es zu einer massiven

8 Vgl. ebd., S. 23.

9 Vgl. ebd., S. 26.

10 Vgl. Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter: *Stadtsoziologie. Eine Einführung*, Frankfurt a.M. 2004, S. 160ff.

11 Vgl. Lösche, Peter; Walter, Franz: *Die SPD: Klassenpartei – Volkspartei – Quotenpartei. Zur Entwicklung der Sozialdemokratie von Weimar bis zur deutschen Vereinigung*, Darmstadt 1992.

12 Unter dem Etikett „Abschied vom Malocher“ behandelt der Zeithistoriker Doeiring-Manteuffel verschiedene derartige Prozesse. Vgl. Doeiring-Manteuffel, Anselm; Raphael, Lutz: *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2008; auch Konrad Jarausch bringt das einsetzende Gefühl ab Mitte der 1970er Jahre mit dem „Ende der Zuversicht“ prägnant auf den Punkt. Vgl. Jarausch, Konrad (Hrsg.): *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008.

Konglomeration sozialer Problemlagen in den Arbeiterquartieren.¹³ Gesamtgesellschaftliche Trends wie etwa die Immigration und die steigende soziale Ungleichheit fachten diese Problemlagen weiter an, so dass sich die sozialen Distanzen innerhalb der Gesellschaft vergrößerten. Vor diesem Hintergrund kam es vermehrt zu „selektiver Mobilität“, die sich schließlich „in neue sozialräumliche Strukturen übersetzt[e].“¹⁴

Diese Prozesse sind keineswegs abgeschlossen, sondern verstetigen und verschärfen sich bisweilen. Wenn heute von Quartieren mit Problempotential die Rede ist, entsteht daher häufig ein im Vergleich zum historisch gewachsenen Arbeiterquartier negatives Bild. Vielmehr handelt es sich nun um „sehr heterogene und konfliktreiche Milieus“,¹⁵ denen es sowohl an Infrastruktur als auch an gegenkulturellen Angeboten mangelt. „Quartiere, in die die Verlierer des sozioökonomischen Wandels abgedrängt werden, können so zu Orten einer sozialen Exklusion werden.“¹⁶ Die angesprochenen Verlierer sammeln sich dabei vor allem in früheren Arbeitervierteln oder aber in Beständen des sozialen Wohnungsbaus.¹⁷

3.1.3 Quartiere: Zugänge und Definition

Die sozialwissenschaftliche und geographische Forschung bietet verschiedene Zugänge zur Definition und Abgrenzung des Quartiers.¹⁸ Dabei fällt jedoch auf, dass nicht von einer weithin akzeptierten, neu zu verhandelnden

13 Ein kuriosischer Problemaufriss findet sich in Häußermann; Siebel: *Stadtsoziologie*, S. 160ff.

14 Häußermann et al. (Hrsg.): *An den Rändern der Städte*, S. 12; anschaulich für die Entwicklungen der Arbeiterquartiere und Arbeitermilieus: Walter, Franz: *Vorwärts oder Abwärts? Zur Transformation der Sozialdemokratie*, Frankfurt a.M. 2010.

15 Häußermann et al: *An den Rändern der Städte*, S. 28.

16 Ebd., S. 32; an anderer Stelle spricht Häußermann explizit von „Quartiere[n] der Ausgrenzung“, vgl. ebd., S. 160.

17 Ebd., S. 162.

18 In den letzten Jahren hat sich dabei gar die Forschungsgruppe „Quartiersforschung“ unter dem Dach der Deutschen Gesellschaft für Geografie (DGfG) herausgebildet. Vgl. Schnur: *Quartiersforschung*, S. 10; siehe auch: <http://www.quartiersforschung.de>.

Begriffssetzung gesprochen werden kann.¹⁹ Begründet scheint dies in der „Einzigartigkeit der Städte“²⁰. Eine Quartiersdefinition muss also immer den jeweiligen Forschungserfordernissen in den jeweiligen Städten adäquat angepasst werden und verlangt so nach einer problemgeleiteten Selektion durch den Forscher.

Für die in diesem Projekt angestrebte Herangehensweise bietet sich die soziographische Quartiersbetrachtung an. „Der soziographisch-holistische Ansatz verspricht aufgrund seiner umfassenden Möglichkeiten, in einen kleinräumigen Mikrokosmos einzutauchen, gerade in der Quartiersforschung ein gewinnbringender Forschungszugang zu sein.“²¹ Die Soziographie wird dabei mitunter als Methode verstanden.²²

Dieser Ansatz ist für die hier porträtierte Forschung deswegen geeignet, weil er kongruent mit der Herangehensweise in Fokusgruppengesprächen sowie Einzelinterviews ist. Schließlich soll das Verständnis der verschiedenen untersuchten Stadtteile vor allem ausgehend von den Befragten entwickelt und erschlossen werden. Für dieses Vorgehen spricht weiterhin die Erfahrung der Mitarbeiter des Forschungsteams mit ähnlich gelagerten sozialtheoretischen Ansätzen aus dem Bereich der interpretativen Sozialforschung. Insbesondere die „Methode der dichten Beschreibung“²³ des Ethnologen Clifford Geertz und die „grounded theory“ in der Tradition von Barney Glaser und Anselm Strauss wurden und werden andernorts bereits ge-

19 Dabei ist auch das Feld der Quartiersforschung und Stadtsoziologie einem steten Wandel zwischen verschiedenen theoretischen Schwerpunkten ausgesetzt, die hier in ihrer Breite nicht diskutiert werden können. Es ergeben sich beispielsweise Zugänge zur Quartiersforschung aus Ansätzen der neoklassischen Ökonomie, der Demographie oder der Governance-Forschung. Vgl. Schnur: *Quartiersforschung*, S. 21ff; eine neue und einflussreiche Debatte wird dabei in der Tradition des Poststrukturalismus und des Konstruktivismus geführt. Vgl. u.a. Löw, Martina: *Die Soziologie der Städte*, Frankfurt a.M., 2008.

20 Löw et al.: *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*, S. 10.

21 Vgl. Schnur: *Quartiersforschung*, S. 25.

22 Vgl. Glaser, Barney G.; Strauß, Anselm L.: *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*, Bern 2005.

23 Vgl. Geertz, Clifford: *Die Methode der dichten Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a.M. 2009.

winnbringend eingesetzt und haben das Potential, neue Zugänge zum Quartier zu eröffnen.

Nach diesem hier umrissenen Verständnis sollen die Wahrnehmung des Quartiers, seine (sozial-)räumliche Beschaffenheit, die Interaktionsnetzwerke und die Handlungslogiken innerhalb des Quartiers über die Bewohner vor Ort erschlossen werden. Dennoch ist das Quartier im Idealfall immer auch durch äußere Anhaltspunkte wie etwa sozialstatistische Marker und baustrukturelle Indikatoren identifizierbar. Schließlich sollen die Quartiere passgenau auf die entwickelten Fragestellungen und Indikatoren hin ausgewählt werden. Zu diesem Zweck greift auch diese Studie auf eine Definition des Quartiers zurück, die sich an der des Göttinger Stadtsoziologen Rainer Neef orientiert. Neef setzt Stadtviertel als Synonym zum Quartier, was aus forschungspragmatischen Gründen in den Gesprächen mit den Bewohnern der Quartiere Erleichterung verspricht, da so keine Übersetzungsprobleme zu erwarten sind.

„Stadtviertel“ oder „Quartiere“ [...] sind Wohngebiete mit ausreichenden Versorgungs-Einrichtungen für den Alltagsbedarf und einer Grundausstattung an sozialer Infrastruktur. Sie haben häufig baulich-räumliche Grenzen – etwa große Verkehrsrinnen, Gewerbegebiete; ihre Bauformen [und] Bewohner unterscheiden sie von angrenzenden Stadtvierteln – Mietwohnblocks verschiedener Epochen, Geschossbauten gegenüber Reihenhaus- und Eigentumsgebieten. Sozial sind es Gebiete, in denen sich die Wege der Bewohner in Alltagsvollzügen [...] so überkreuzen, dass sie sich aus Begegnungen wiedererkennen und gegebenenfalls Bekanntschaften schließen können. Kommunikativ zeigen sich Quartiersgrenzen in einer ‚Verdünnung‘ der Beziehungen nach außen hin.“²⁴

Anhand dieser Skizze sollen die Quartiere in der vorliegenden Studie ausgewählt werden. Dabei wird im zweiten Schritt, wie angedeutet, explizit aus den Aussagen der Bewohner abgeleitet, wie ein Quartier wahrgenommen wird und mit welchen Motivationen die Bewohner innerhalb des Quartiers handeln. Neuere Forschungsansätze, die Städte und Quartiere als sozialkonstruierte Räume begreifen, die je nach individuellem Hintergrund erschlossen werden, stützen diese Anhaltspunkte:

24 Neef; Keim: *Wir sind keine Sozialen*, S. 29.

„Insofern entstehen am gleichen Ort zuweilen für unterschiedliche Personengruppen verschiedene Räume. [...] Diese Einsicht hat Auswirkungen auf die Gestaltung von Räumen, da Raum nicht länger als [leeres] zu gestaltendes Territorium betrachtet werden kann, sondern Wahrnehmen systematisch berücksichtigt werden muss.“²⁵

So eröffnen sich Fragen über „a) lokal spezifische Wahrnehmungs- und Thematisierungsmuster und b) die spezifischen materiellen und sozialen Konstellationen einer Stadt.“²⁶ Dem Forschungsdesign dieser Studie entsprechend sollen Quartiere ergebnisoffen behandelt werden, um im Forschungsprozess genügend Raum zu lassen für eine möglichst vollständige Betrachtung, Interpretation und Erkenntnisgenerierung unter Einbeziehung verschiedenster Faktoren.

3.1.4 Soziale Stadt

Einen Hinweis auf die beschriebenen Problemlagen, die als Basis der Auswahl der untersuchten Quartiere dienten, bietet auch die Aufnahme in das Städtebauförderungsprogramm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Soziale Stadt“ des Bundesministeriums für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS), das ausgewählte sozialstrukturell schwache Viertel besonders fördert. Laut Selbstbeschreibung versucht das Programm, die „Abwärtsspirale“ in benachteiligten Stadtteilen aufzuhalten und die Lebensbedingungen vor Ort umfassend zu verbessern.²⁷

Einem Leitfaden zur Ausgestaltung dieser Initiative zufolge ist die „soziale Integration in diesen Stadtteilen oft völlig zum Erliegen gekommen.“²⁸ Hartmut Häußermann führt dies auf die heterogene Bevölkerungs-

25 Löw et al.: *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*, S. 10.

26 Ebd. Ausgehend von dieser Prämisse entwickelt Löw andernorts eine „Soziologie der Städte“, die sich von dem schematischen Grundmuster der Stadtsoziologie ablöst. Vgl. Löw: *Die Soziologie der Städte*.

27 Vgl. <http://www.sozialestadt.de/programm> (zuletzt eingesehen am 04.12.2010)

28 Deutsches Institut für Urbanistik GmbH: *Leitfaden zur Ausgestaltung der Gemeinschaftsinitiative „Soziale Stadt“*, Stand 29.08.2005, S. 5, online als „Leitfaden Fassung 2005“ einsehbar unter: <http://www.sozialestadt.de/programm/grundlagen/> (zuletzt eingesehen am 28.02.2011)

struktur vieler dieser Stadtteile zurück, in denen sich aus den unterschiedlichsten Anlässen marginalisierte einheimische Bewohner und Zugewanderte befinden.²⁹ Diese Bevölkerungsgruppe sei angeblich gekennzeichnet durch fehlende Brücken zur umgebenden Gesellschaft, eine geringe Anbindung an den Arbeitsmarkt, unzureichende soziale Netzwerke, geringe Identifikation mit dem Stadtteil sowie durch kaum vorhandenes Engagement und fehlende Beteiligung der Bewohner an politischen Entscheidungen,³⁰ was vermehrt zu sozialen Konflikten, Kriminalität und Vandalismus führen kann.³¹ „Da die sozialen Konflikte im Stadtteil selber auftreten und spürbar werden und der Stadtteil gleichzeitig Identifikationsebene und Ressource für seine Bewohner darstellt, ist es [...] nur folgerichtig, Maßnahmen auf der Quartiersebene durchzuführen.“³²

Kriterien zur Festlegung der Gebiete, die einen besonderen Entwicklungsbedarf haben und durch das Programm gefördert werden sollen, sind mannigfaltig. Sie umfassen städtebauliche und Umweltprobleme, Probleme in den Bereichen Infrastrukturelle Ausstattung und Lokale Ökonomie, sozioökonomische Probleme wie (Langzeit-)Arbeitslosigkeit, Abhängigkeit von staatlichen Transferleistungen, Armut in Verbindung mit niedrigem Bildungsstatus und gesundheitlichen Beeinträchtigungen, nachbarschaftliche Probleme, soziale Konflikte aber auch Imageprobleme.³³ Unter Rückgriff auf diese Grundlage wurde auch die Auswahl der von uns untersuchten Stadtviertel getroffen. Einige Untersuchungsorte sind oder waren daher „Soziale-Stadt-Viertel“.

Moderne Stadtentwicklungsprogramme wie etwa die „Soziale Stadt“ haben sich zum Ziel gesetzt, die Ressourcen und Selbsthilfekräfte der

29 Vgl. Häußermann et al. (Hrsg.): *An den Rändern der Städte*, S. 13ff.

30 Vgl. Häußermann; Siebel: *Stadtsoziologie*, S. 24; vgl. auch *Leitfaden „Soziale Stadt“*, S. 5.

31 Vgl. Keim, Rolf; Neef, Rainer: Ausgrenzung und Milieu. Über die Lebensbewältigung von Bewohnerinnen und Bewohnern städtischer Problemgebiete, in: Harth, Annette et al. (Hrsg.): *Stadt und soziale Ungleichheit*, Opladen 2000, S. 248-273, hier S. 251.

32 Häußermann, Hartmut; Kapphan, Andreas: *Berlin. Von der geteilten zur gespaltenen Stadt? Sozialräumlicher Wandel seit 1990*, Opladen 2000, S. 262.

33 Vgl. <http://www.sozialestadt.de/programm/hintergrund/> (zuletzt eingesehen am 04.12.2010)

Bewohner in Stadtteilen mit besonderem Entwicklungsbedarf durch Beteiligung und Aktivierung anzuschieben. Hier wird versucht, „Quartiersentwicklungsprozesse in Gang zu setzen, welche die sozialen Problemgebiete zu selbstständig lebensfähigen Stadtteilen mit positiver Zukunftsperspektive machen“.³⁴ Dabei ist es auch das Ziel, den Aufbau von sozialen Netzwerken zu fördern. Der integrative Ansatz des Programms „Soziale Stadt“ spiegelt sich zudem darin wider, dass Maßnahmen und Projekte aus allen Politikbereichen realisiert werden und häufig mehrere Politikbereiche zugleich abgedeckt werden. Ziel der „Sozialen Stadt“ in Verbindung mit Bewohnerbeteiligung und -aktivierung ist, „die Fähigkeit der Bewohnerschaft zur Zusammenarbeit, zum Miteinander und zur sozialen Vernetzung zu stärken.“³⁵ Die Aktivierung soll in erster Linie Personen und Personengruppen durch Kommunikation und Interaktion zusammenbringen, ihre Probleme erfahren und ihre Bereitschaft wecken, mitzumachen. Umgesetzt wird das durch informelle und meist aufsuchende Techniken, wie zum Beispiel aktivierende Befragungen, Streetwork, Organisation von Stadtteilfesten oder durch Öffentlichkeitsarbeit. Mit einer „Beteiligung“ hingegen sind länger geplante und zielgerichtete Verfahren wie beispielsweise Bürgerforen, Bürgergutachten, Arbeitskreise oder Ähnliches gemeint.

Bei den untersuchten Quartieren, die Teil dieser Förderungsmaßnahme sind oder waren, ist ein dahingehender Einfluss auf die lokale Bürgergesellschaft zu erwarten. Diesen gilt es als Hintergrund für die anschließende Analyse zu berücksichtigen.

34 Vgl. *Leitfaden zur Ausgestaltung der Gemeinschaftsinitiative „Soziale Stadt“* (zweite Fassung vom 01.03.2000), online einsehbar unter: http://www.soziale-stadt.de/veroeffentlichungen/arbeitspapiere/band3/3_argebau.shtml (zuletzt eingesehen am 04.12.2010).

35 Deutsches Institut für Urbanistik (Hrsg.): *Die Soziale Stadt. Eine erste Bilanz des Bund-Länder-Programms „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt“*, im Auftrag des Bundesministeriums für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen, Berlin 2002, S. 32.

Tabelle 1: Teilnahme am Programm „Soziale Stadt“

	2003	2004	2005	2006	2007	2008
Göttingen-Grone	O	O	O	O	X	O
Kassel-Wesertor	/	/	/	/	X	X
Kassel-Brückenhof	X	O	O	O	O	O
Leipzig Grünau	/	/	X	X	X	X

Legende:

X = aktive Programtteilnahme

O = Teilnahme ruhend

/ = keine Teilnahme

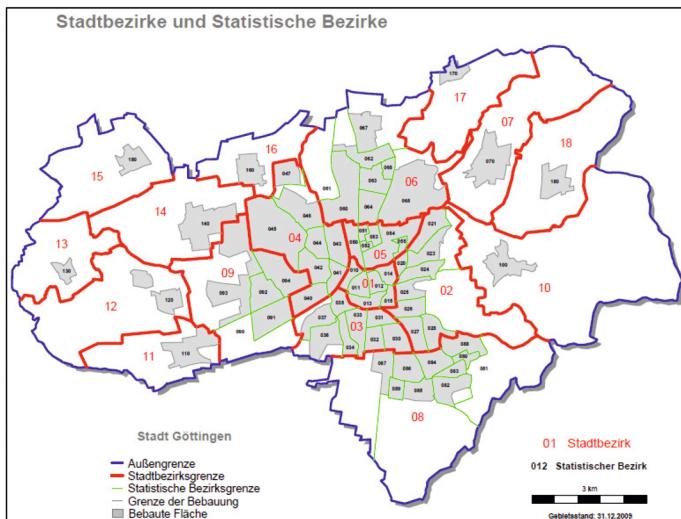
3.2 STADTTEILAUSWAHL

Der Stadtteilauswahl lagen vor allem zwei zentrale Auswahlkriterien zu Grunde: Das erste Auswahlkriterium bildete die soziale Zusammensetzung der Bevölkerung in den entsprechenden Stadtteilen. Hierbei waren insbesondere die Kriterien Bildung und Sozialquote ausschlaggebend. Da zu den Bildungsabschlüssen aber keine verlässlichen Statistiken zur Verfügung standen, wurden vor allem sozialstatistische Daten wie Erwerbsquote und die Quote der Empfänger von Sozialleistungen nach SGB II (bzw. ALG II), zum Teil Jugend- und Langzeitarbeitslosigkeit, ausgewertet.

Zudem wurden die Viertel auch nach ihrer Bezeichnung als „Problemviertel“ ausgewählt. Ferner floss ganz zentral die „Gestalt“ des Viertels mit ein. Bis auf das alte Arbeiterviertel Kassel-Wesertor handelt es sich bei allen anderen Vierteln um klassische, künstlich errichtete Wohnquartiere mit größtenteils typischer Wohnblockbebauung.

3.2.1 Göttingen-Grone Süd

Abbildung 9: Stadtbezirke Göttingen-Grone Süd



Quelle: Stadt Göttingen (Fachdienst Statistik und Wahlen), Februar 2010.

Der Göttinger Stadtteil Grone – hier insbesondere das Quartier Grone-Süd – erfüllt die der Studie zu Grunde liegenden sozialstatistischen Grundvoraussetzungen und sozioökonomischen Hintergründe. Im Stadtteil Grone, in dem unser Erhebungsgebiet Grone-Süd durch eine vierstrigige Bundesstraße vom restlichen Stadtteil baulich getrennt ist, leben 11.449 Menschen, 4455 davon in Grone-Süd.³⁶ Die Quote der Empfänger von Sozialleistungen liegt hier mit einer Dichte von 31,3 Prozent (davon ALG II 27,8 Prozent) weit über dem städtischen Durchschnitt von 11,2 Prozent.³⁷ In Grone-Süd befinden sich prozentual die meisten Empfängerhaushalte von Sozialleistungen, zudem finden sich dort, in absoluten Zahlen, die meisten individuellen Empfänger von Sozialleistungen in Göttingen.

36 Stand: Januar 2010.

37 Quelle: http://goesis.goettingen.de/pdf/030_01.pdf (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010).

Tabelle 2: Empfänger von Sozialleistungen in ausgewählten sozialstrukturell schwachen Göttinger Vierteln im Vergleich zum gesamten Stadtgebiet (in %, Stand 2009)³⁸

Statistischer Bezirk	Empfänger-haushalte		davon ALG II		Empfänger-personen		davon ALG II	
	absolut	% HH	absolut	% HH	absolut	Dichte	absolut	Dichte
Leineberg	296	1,8	249	1,9	533	18,9	481	17,1
Holt. Berg	593	2,1	493	2,3	1236	31,5	1118	28,5
Grone Süd	625	2,2	508	2,4	1390	31,3	1236	27,8
Göttingen	8523	1,7	7010	1,8	14.451	11,2	12.581	9,7

Auch andernorts weist die Bevölkerungsstruktur erhebliche Ausschläge auf: Obwohl Göttingen eine vor allem durch die Universität geprägte Stadt ist, schlägt sich dies in Grone-Süd kaum nieder. Lediglich 1,5 Prozent der Bevölkerung sind Studenten (Stadtgebiet Göttingen 11 Prozent).³⁹ Eine in einer Universitätsstadt zu erwartende Durchmischung der Wohnbevölkerung von Studierenden und Werktätigen ist in Grone kaum gegeben.

Indes ist der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund mit 38,8 Prozent weit höher als im städtischen Durchschnitt (18,5 Prozent)⁴⁰, die Anteile der ausländischen Bevölkerung (16,9 Prozent) sowie der Bevölkerung mit doppelter Staatsangehörigkeit (13,7 Prozent) liegen dementsprechend ebenfalls weit über dem gesamtstädtischen Durchschnitt. Die größten statistisch ausgewiesenen ausländischen Bevölkerungsgruppen stellen Türken (152 Personen), Migranten aus Serbien und Montenegro (95) und Ukrainer (81).⁴¹ Daneben stellten wir in unseren Erhebungen fest, dass

38 Eigene Darstellung; Quelle: http://goesis.goettingen.de/pdf/030_01.pdf (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010).

39 Quelle: http://goesis.goettingen.de/pdf/055_60.pdf (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010).

40 Quelle: http://goesis.goettingen.de/pdf/028_74.pdf (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010).

41 Quelle: http://goesis.goettingen.de/pdf/027_44.pdf (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010).

viele Libanesen und ein großer Teil von Spätaussiedlern aus dem Gebiet der ehemaligen UdSSR in Grone-Süd leben. Ergänzend zum multikulturellen Charakter liegt der Anteil der Bevölkerung mit „sonstigen“ religiösen Bekenntnissen (hierunter werden auch Muslime gefasst) in Grone-Süd mit 49,1 Prozent rund zehn Prozentpunkte über dem städtischen Durchschnitt (39,9 Prozent).⁴²

Ein weiterer Indikator für die Wahl des Stadtbezirks war die relativ geringe Wahlbeteiligung, dem als eine Form bürgerschaftlichen Engagements eine interpretatorische Bedeutung zukommt.⁴³ Ein Abwärtstrend ist wie im Bundesdurchschnitt, besonders bei den Landtagswahlen, zu verzeichnen. Hier lag die durchschnittliche Wahlbeteiligung sowohl 2003 mit 53,2 Prozent als auch 2008 mit 43,7 Prozent jeweils rund 15 Prozent unter den Beteiligungszahlen im Göttinger Stadtdurchschnitt (66,7 bzw. 58,8 Prozent).⁴⁴

Die bauliche Struktur unterscheidet das Viertel signifikant von nahezu allen Göttinger Stadtteilen. Grone-Süd wurde zum großen Teil im Stile funktionalistischer Architektur erbaut. Vor allem wird das Viertel von meist drei- bis sechsgeschossigen Wohnblocks dominiert, die in den 1960er und 1980er Jahren erstellt wurden. Der Renovierungsrückstand in den Immobilien ist zum Teil erheblich. Sowohl das äußere als auch das innere Erscheinungsbild einiger Wohnblocks und Straßenzüge vermögen das Gefühl zu unterstreichen, in einem benachteiligten Viertel zu leben.

Auch das unmittelbar angrenzende Stadtgebiet unterscheidet sich signifikant. Dabei verkörpert Grone-Süd einen deutlich wahrnehmbaren Gegensatz zum Gebiet Alt-Grone. Dieses wird durch höchstens dreigeschossige, teilweise baufällige Ein- und Mehrfamilienhäuser dominiert, die sich um einen gewachsenen Ortskern gruppieren.

42 Statistische Kategorie ist „sonstige Konfession“, Referenzgrößen sind dabei evangelische und katholische Konfession. Quelle: http://goesis.goettingen.de/pdf/022_21.pdf (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010).

43 http://goesis.goettingen.de/themenfelder/unterthemen_kleinr_daten.php?navId=4&uId=45&maintopic=11&docname=119 (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010).

44 Zahlen für den Gesamtstadtteil Grone: <http://goesis.goettingen.de/pdf/PDat-WB3.pdf>, für Göttingen Stadt: <http://www.nls.niedersachsen.de/LW2008/017.htm>. (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010).

Grone-Süd ist im Jahr 1999 in das Programm „Soziale Stadt“ aufgenommen worden. Die Förderung des Stadtteils lief nach zehn Jahren 2008 aus. Im Zuge des Programms wurden einige Maßnahmen im Stadtteil angestrengt. Als Pilotprojekt kann dabei die Errichtung eines Mehrgenerationenhauses mit Hilfe von öffentlichen Bundesfördermitteln gelten. Diese Einrichtung wird vom Verein „Nachbarschaftszentrum Grone e.V.“ unterstützt, der sich aus vier verschiedenen Wohlfahrtsverbänden (Caritas, AWO, Diakonieverband, Paritätischer Wohlfahrtsverband) zusammensetzt. Das Mehrgenerationenhaus löste das alte Nachbarschaftszentrum als zentralen Treffpunkt im Stadtteil ab. Mit Hilfe der Mittel aus dem Programm „Soziale Stadt“ wurden überdies Sanierungsmaßnahmen an einigen Wohnhäusern durchgeführt.⁴⁵ Viele Grünflächen wurden bereinigt, neu eingehegt und Spielplätze gebaut. Daneben wurde eine Sportanlage saniert, ausgebaut und für die Öffentlichkeit nutzbar gemacht. All diese Maßnahmen trafen auf ungeteilt positive Resonanz unter den von uns befragten Probanden und werden offenkundig auch in der Göttinger Öffentlichkeit zustimmend bewertet.⁴⁶

Im Zuge dieser Förderungen wurde 2001 außerdem ein Quartiersmanagement etabliert. Dieses wurde von dem Architektur- und Stadtplanungsbüro plan-zwei geleitet.⁴⁷ Neben der baulichen Umstrukturierung

45 Zu den Tätigkeitsschwerpunkten des Programms Soziale Stadt bietet sich die vom Marktforschungsinstitut empirica durchgeführte Studie an: Heyn, Timo et al.: *Werkstattbuch Soziale Stadt. Fallstudie Gladbeck-Butendorf*, Berlin 2003.

46 Laut der Leiterin des Büros für Integration, Renate Kornhardt, bessert sich das Image des Stadtteils in der Presse langsam aber stetig. Vgl. Kornhardt, Renate: *Erfahrungen mit Lokalem Aktionsplan Göttingen-Grone*, in: 7. Bericht über die Zielgruppenkonferenz der Vertreter/innen von Städten und Gemeinden in E&C-Gebieten vom 16. bis 17. Dezember 2003: *Strategisches Management durch die Kommune*, S. 48-55, hier S. 48, online einsehbar unter: <http://www.eundc.de/pdf/62005.pdf> (zuletzt eingesehen am 28.02.2011)

47 Vgl. <http://www.plan-zwei.com/pro.php?b=4&id=13&a=0> (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010). Zum Anforderungsprofil eines Quartiersmanagements vgl. Deutsches Institut für Urbanistik (Hrsg.): *Die Soziale Stadt*, S. 37f.; zu grundlegenden Überlegungen zum Sozialmanagement in problembehafteten Stadtteilen

wurden die Ziele des Quartiersmanagements wie folgt beschrieben: „Die soziale Stabilisierung wird neben zahlreichen kleinteiligen Schritten mit dem Stadtteilzentrum und dem neuen Nachbarschaftszentrum auf der Grundlage der Stärkung des bürgerschaltichen [sic] Engagements angestrebt.“⁴⁸ Aktive Bürgerinnen und Bürger aus dem Stadtteil stellten dabei – neben den städtischen Fachbereichen „Soziales“ und „Planung“ sowie dem Quartiersmanagement des Büros plan zwei – einen vierten Kooperationspartner bei der Umsetzung der Planungen dar.⁴⁹

Im Zeitraum zwischen 2008 und 2012 wird zudem ein Modellvorhaben des Programms „Soziale Stadt“ im Stadtteil Alt-Grone durchgeführt.⁵⁰ Dieses konzentriert sich auf die Förderung jugendlicher Schulverweigerer und versucht dadurch, die Quote der Schulabgänger ohne Hauptschulabschluss zu senken. Auswirkungen auf jugendliche Bewohner des Stadtteils Grone-Süd sind hiervon durchaus zu erwarten. Ferner sind Fördermaßnahmen im an Grone angrenzenden Gebiet der Göttinger Weststadt angedacht. Erste Studien wurden diesbezüglich von der Stadt in Auftrag gegeben.⁵¹

Zusätzlich zu den Fördermaßnahmen des Programms „Soziale Stadt“ entstand in Grone-Süd in den zurückliegenden Jahren der „Friedensgarten“. Dieser ist als eine interkulturelle Begegnungsstätte konzipiert und wird vom Verein Internationale Gärten getragen, der 1998 von Deutschen und Migranten gegründet wurde.⁵² Ebenso finden sich verschiedene Sportvereine wie der FC Grone oder Rot-Weiß Göttingen sowie verschie-

vgl. Krings-Heckemeier, Marie-Therese; Heckenroth, Meike: *Sozialmanagement in überforderten Wohnquartieren*, Berlin 2000.

48 Vgl. <http://www.plan-zwei.com/pro.php?b=4&id=13&a=0> (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010).

49 Vgl. <http://www.plan-zwei.com/pro.php?b=4&id=13&a=0> (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010).

50 Vgl. BMVBS (Hrsg.): *Modellvorhaben der Sozialen Stadt. Gute Beispiele für sozial-integrative Projekte*, Berlin 2009, S. 26f.

51 Vgl. <http://www.plan-zwei.com/pro.php?b=2&id=31&a=0> (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010).

52 Quelle: <http://www.sozialestadt.de/praxisdatenbank/suche/ausgabe.php?id=411>. (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010).

denste traditionelle Vereine, vom Kleingarten- bis hin zum Hundezüchterverein.

Nach den gewonnenen Eindrücken kann konstatiert werden, dass das eigentliche Ziel dieser städteplanerischen Anstrengungen – eine Durchmischung des Quartiers durch Ansiedlung sozialstatistisch möglichst heterogener Einwohner – in Grone bisher nicht erreicht worden ist.⁵³ Die Isolierung und Segregierung von Einwohnern nach Nationalität, Ethnizität und/oder Einkommens- und Erwerbslage konnten demnach bislang nicht zufriedenstellend aufgebrochen werden.

3.2.2 Kassel-Brückenhof und Kassel-Wesertor

Die Kasseler Stadtteile bzw. Quartiere Brückenhof und Wesertor erfüllten am deutlichsten die der Studie zu Grunde liegenden sozialstatistischen Grundvoraussetzungen und sozioökonomischen Hintergründe eines „Problemviertels“. Bei in etwa gleichen sozialstatistischen Rahmendaten unterscheiden sich diese beiden Stadtviertel in zweifacher Hinsicht. Während Brückenhof als Teil Oberzwehrens einige Zeit im Rahmen des Bundesländer-Programms „Soziale Stadt“ gefördert wurde (und inzwischen im Rahmen von „Stadtumbau West“ gefördert wird), galt dies für Wesertor lange Zeit nicht. Erst seit 2007 wird der Stadtteil auf diese Weise mit Bundesmitteln unterstützt.⁵⁴ Brückenhof ist zudem in seiner äußereren Gestalt als typische Betonplattensiedlung vergleichbar mit Grone-Süd oder Leipzig-Grünau. Beim Stadtteil Wesertor handelt es sich folglich nicht um ein reines Wohngebiet, sondern es wird auch geprägt durch zum Teil brach liegende, gemischt-gewerbliche Bauflächen.

53 Ein Aufgriff mitsamt Kritik dieser weithin akzeptierten These findet sich etwa bei Beck; Perry: Studie Soziale Segregation, S. 115-122.

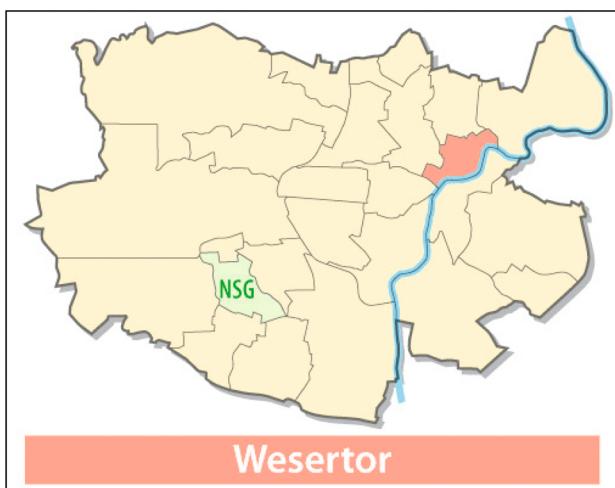
54 Vgl. http://www.sozialestadt.de/gebiete/liste_gebiete.php?bundesland=Hessen (zuletzt eingesehen am: 04.12.2010).

Abbildung 10: Kassel-Oberzwehren



Quelle: http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Lage_KS-Oberzwehren.png,
Urheber: Titus Groan, 19.02.2008.

Abbildung 11: Kassel-Wesertor



Quelle: http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Lage_KS-Wesertor.png, Urheber: Titus Groan, 19.02.2008.

Die Siedlung Brückenhof liegt im südwestlichen Teil Kassels und entstand als Sozialwohnungssiedlung in den späten 1960er bis Mitte der 1970er Jahre in Betonplattenbauweise. Aufgrund des anhaltenden Wohnungsmangels, verstärkt durch den Ausbau des VW-Werks in Baunatal, wurde ein neuer Stadtteil südlich der Innenstadt nötig. Ähnlich wie ihre bekannteren Verwandten „Neue Vahr“ in Bremen oder das „Märkische Viertel“ in West-Berlin sollten breite Bevölkerungskreise endlich Zugang zu vernünftigem Wohnraum bekommen.⁵⁵ Mit Mitteln des sozialen Wohnungsbaus sind nach dem Leitbild „Urbanität durch Dichte“⁵⁶ über 1.800 Wohnungen entstanden, die in viergeschossigen Zeilen und bis zu 17-geschossigen Punkthochhäusern und Winkeln angelegt sind. Brückenhof wurde als geschlossene Siedlung im Grünen konzipiert, mit Ladenzentrum, Schwimmbad und Sporteinrichtungen, seit den 1980er Jahren mit einem Schulzentrum und seit 1974 mit einem Teil der Gesamthochschule Kassel (der mit den Bewohnern praktisch nicht verbunden ist)⁵⁷. Hier leben derzeit 5.781 Einwohner (Stand 31.12.2008). Arbeitsplätze existieren nur in geringem Maße.⁵⁸ Im Rahmen einer Bestandsaufnahme für das Programm „Soziale Stadt“ wurde der Stadtteil Brückenhof wie folgt charakterisiert:

„Trotz differenzierter sozialer Infrastruktur ist zu Recht von überforderten Nachbarschaften zu sprechen: Arbeitslosigkeit, Haushalte, die auf Transferleistungen angewiesen sind, eine hohe Konzentration von Spätaussiedlern, von Einwohnern ausländischer Herkunft, von Flüchtlingen z.B. aus Eritrea, Schulklassen, mit vielen Kindern, die nicht fließend deutsch sprechen bzw. verstehen können, Verwahrlosungs-

55 Vgl. Schaake, Klaus: Besser bauen, schöner wohnen, glücklicher leben, in: *StadtZeit Kassel Magazin*, 7 (2009) 31, S. 2.

56 Vgl. Kaschlik, Anke: *Segregation unter Stagnationsbedingungen. Selektive Veränderungen von sozialräumlicher Struktur, baulich-räumlichen Qualitäten und Wohnungsversorgung dargestellt am Beispiel der Stadt Kassel seit den 1970er Jahren*, Kassel 2009, S. 22.

57 Vgl. Neef; Keim: *Wir sind keine Sozialen*, S. 118f.

58 Vgl. Servicestelle HEGISS: *Netzwerkanalyse und dialogische Begleitung – Schlussbericht* (Untersuchungszeitraum 2002 bis 2004), HEGISS Materialien, Begleitforschung 4, Frankfurt a.M., S. 146, online verfügbar unter: http://www.hegiss.de/he_download/Begleitforschung/Begleitforschung_04.pdf (zuletzt eingesehen am 04.12.2010).

erscheinungen, eine große Zahl junger Menschen, häufig ohne Heimatgefühl, eine hohe Jugenddelinquenzquote, hoher Wohnungsleerstand im Zusammenhang mit dem Auszug von Familien/Haushalten höheren/sichereren Familieneinkommens sind als Indikatoren zu benennen. Die Attraktivität dieses Siedlungsbereichs hat nachhaltig gelitten.“⁵⁹

Im Stadtteil Brückenhof leben vor allem mehr oder weniger alteingesessene, in Deutschland geborene und aufgewachsene Bewohner, Flüchtlinge und Spätaussiedler (knapp ein Fünftel der Bewohner besitzt keinen deutschen Pass). Gleichwohl: Viele Deutsche und Flüchtlinge sind sich auffallend einig in ihrer Abneigung oder gar Ablehnung der Aussiedler.⁶⁰ Die Bevölkerung hat selektive Einwohnerverluste – vor allem infolge der Abwanderung einkommensstärkerer deutscher Haushalte – hinnehmen müssen, wobei gleichfalls ein Zuzug von Haushalten mit Transfereinkommen zu registrieren ist.⁶¹ Segregationstendenzen nicht nur hinsichtlich Alter und Erwerbseinkommen, sondern auch mit Bezug zur Herkunft sind hier kleinräumig nachzuzeichnen.

Lange Zeit wirkte die Anlage trotz eines hohen Anteils an Freiflächen monoton und durch die Bebauung mit Hochhäusern in Plattenbauweise lieblos und unmaßstäblich. Die Hochhäuser förderten die Anonymität. Einheitliche Waschbetonfassaden ermöglichten kaum eine Unterscheidung der Häuser und wirkten zudem nüchtern und lieblos. Die Hauseingangsbereiche waren dunkel und nicht einsehbar und wirkten dadurch keinesfalls geeignet, eine offene, kommunikative Stimmung herzustellen, die ein Gespräch unter Nachbarn fördern würde. Außerdem boten sie keine klare Orientierung und Hinführung zu den Eingängen.⁶² Im Zuge des bis 2004 laufenden Programms

59 Vgl. <http://www.sozialestadt.de/gebiete/dokumente/305-gebietsinformation.shtml> (zuletzt eingesehen am 04.12.2010).

60 Vgl. Servicestelle HEGISS: *Netzwerkanalyse*, S. 146.

61 Vgl. *Stadtumbau West – Kassel-Oberzwehren*, online verfügbar unter: <http://www.frauentreff-brueckenhof.de/pdf/stadtteilmanagement/stadtteilmanagement/stadtumbau-west.pdf> (zuletzt eingesehen am 04.12.2010).

62 Vgl. Bund-Länder Programm: *Soziale Stadt Kassel – Oberzwehren Programm – Projekte – Perspektiven*: <http://www.frauentreff-brueckenhof.de/pdf/stadtteilmanagement/stadtteilmanagement/soziale-stadt.pdf> (zuletzt eingesehen am 04.12.2010).

„Soziale Stadt“ wurden eine Reihe von Verbesserungsmaßnahmen eingeleitet, die zumeist lediglich äußerliche Missstände zu kaschieren, nicht jedoch die soziale Problemstruktur des Viertels selbst aufzulösen vermochten.

So wurden beispielsweise die Treppenhäuser und Eingangsbereiche saniert, der Straßenbahnanschluss ausgebaut und Wohnumfelder z.B. durch Grünflächen und Spielplätze verbessert. Seit Dezember 2004 ist das Fördergebiet Brückenhof offiziell in das Programm „Stadtumbau West“ übergeleitet worden. Geplant wurde eine „ganzheitliche Erneuerung“. Konzeptioneller Ansatz war die gezielte Qualifizierung der zweifelsfrei vorhandenen Wohn- und Freiraumqualitäten. Aus einer homogenen und strukturreichen Siedlung sollte ein eigenständiger, individueller und vielfältiger Stadtteil mit verschiedenen Quartieren zeitgemäßen Charakters entwickelt werden. Zum Konzept gehörte es, die drei bis 16-geschossigen Gebäude besser „lesbar“ zu machen, sie horizontal zu gliedern und farblich zu differenzieren.⁶³

Sozialstrukturell stellt sich der Stadtteil Wesertor ähnlich dar. Dieses ältere Viertel basiert jedoch auf einer gründerzeitlichen Grundstruktur. Das Wesertor hat seinen geographischen Mittelpunkt am Kasseler ‚Katzensprung‘, wo einst das alte Weser-Tor stand. Dort wurden zum Jahresbeginn 1981 die Kasseler Bezirke Altstadt (Stadtteil Mitte) und Weserspitze (Stadtteil Nord-Ost) miteinander verbunden und der heutige Stadtteil Wesertor gebildet.⁶⁴ Das ehemalige Arbeiterquartier ist geprägt vom direkten Nebeneinander von Wohnsiedlungen (auch aus jüngeren Jahren) und umfangreichen gewerblichen Ansiedlungen.

Der Kasseler Stadtteil Wesertor ist ein so genannter Brennpunktstadtteil Kassels mit einem relativ hohen Anteil an ausländischen Mitbürgern, einer überdurchschnittlich hohen Arbeitslosigkeit und vielen sozial schwachen Familien. Das Stadtteilquartier, in dem sich die Grundschule Am Wall befindet, grenzt an die Innenstadt und wird vom übrigen Stadtteil durch eine Hauptverkehrsstraße abgeschnitten.⁶⁵ Es leben rund 9000 Einwohner im Stadtteil, was knapp fünf Prozent der Bevölkerung von Kassel ausmacht.

63 Vgl. Schaake: Besser bauen, S. 4.

64 Vgl. <http://www.ibf-kassel.de/projekte/stageschwest.html> (zuletzt eingesehen am 04.12.2010).

65 Vgl. <http://www.sozialestadt.de/praxisdatenbank/suche/ausgabe.php?id=119> (zuletzt eingesehen am 04.12.2010).

Der Stadtteil weist eine hohe Zahl an Belastungsfaktoren auf: Die Arbeitslosigkeit liegt weit über dem Durchschnitt (siehe Tabelle 3). Die Bevölkerungsdichte ist sehr hoch (5997 EW/km² gegenüber 1795 EW/km² Kassel-Stadtgebiet, Stand Juli 2006), die Wohnfläche pro Person entsprechend deutlich unterdurchschnittlich. Hohe Umweltbelastungen durch stark frequentierte Hauptverkehrsadern prägen das Bild des Viertels. Es existieren auch einige größere Gewerbeflächen, die jedoch seit Jahren nicht mehr genutzt werden.

Besonders besorgniserregend sind die Einschätzungen des Jugendamtes der Stadt Kassel.⁶⁶ Demnach werden die Folgen von Arbeitslosigkeit und Armut im Quartier verstärkt sichtbar. Die Kosten für Kinderbetreuung müssen in drei von vier Fällen vom Jugendamt übernommen werden, die Jugendkriminalitätsrate ist anderthalb Mal so hoch wie im städtischen Durchschnitt; eine übermäßig hohe Zahl von Inanspruchnahme stationärer Hilfe zur Erziehung liefert darüber hinaus Hinweise darauf, dass vielerorts die Menschen an ihre soziokulturellen Grenzen stoßen und immer weiter in innere Isolation verfallen. Zusätzlich sinken Kulanzenten der Wohnungsbau- gesellschaften gegenüber Familien mit Mietrückständen, deren Folgen – wie z.B. Stromabschaltungen – als weitere Stressfaktoren wirken. „Die Bevölkerung verarmt und vereinigt. Gegenseitige Unterstützungen und Rücksichtnahmen nehmen ab, Zuzüge von Menschen weiterer Nationalitäten und sozialer Benachteiligungen erschweren integrative Prozesse. Diese Belastungsfaktoren korrespondieren mit einer hohen Bevölkerungsfluktuation, der höchsten des Stadtgebiets: wer wegziehen kann, zieht weg“, so das Urteil des Jugendamtes Kassel über den Stadtteil.⁶⁷

Die durchschnittliche Wohndauer im Stadtteil Wesertor ist die niedrigste im ganzen Stadtgebiet. Eine hohe Fluktuation der Bevölkerung – einhergehend mit einer daraus resultierenden geringen Identifikation mit dem Stadtteil – lässt bereits auf ein niedriges bürgergesellschaftliches Engagementniveau schließen. Zu dieser Einschätzung kommt auch das Jugendamt: „Das Interesse, sich für Verbesserungen im Stadtteil einzusetzen und bürgergesellschaftliches Engagement zu zeigen, ist in der Bevölkerung nur in geringem Umfang vorhanden.“⁶⁸

66 Quelle: Jugendamt, Stadt Kassel: Stadtteilporträt Wesertor, Stand 12.06.2007.

67 Quelle: Jugendamt, Stadt Kassel. Stadtteilporträt Wesertor, Stand 12.06.2007.

68 Quelle: Jugendamt, Stadt Kassel. Stadtteilporträt Wesertor, Stand 12.06.2007.

Die Quote der Empfänger von Sozialleistungen liegt in beiden Vierteln deutlich über dem städtischen Schnitt. Jeder Fünfte über 65-Jährige im Stadtteil Wesertor erhält Leistungen nach dem SGB XII: Dies ist der höchste Anteil in Kassel. Auch die Arbeitslosenquote liegt in beiden Stadtvierteln weit über dem städtischen Durchschnitt.

*Tabelle 3: Arbeitslose nach SGB II und SGB III
in ausgewählten Kasseler „Problemvierteln“ im Vergleich
zum gesamten Stadtgebiet (in %, Stand 2009)⁶⁹*

Stadtteil	Arbeitslose SGB II (Juni 2009)				Arbeitslose SGB II+III	
	gesamt	Quote	langzeit- arbeitslos	Quote	gesamt	Quote
10 Rothenditmold	636	10,1%	304	4,8%	750	11,9%
11 Nord (Holland)	1473	10,5%	678	4,9%	1676	12,0%
14 Wesertor	863	9,4%	412	4,5%	1020	11,1%
20 Oberzwehren	897	7,0%	403	3,1%	1119	8,7%
Kassel	9026	4,7%	4332	2,3%	11.894	6,2%

Zudem ist in beiden Kasseler Untersuchungsgebieten der Anteil der ausländischen Bevölkerung relativ hoch, wobei in Brückenhof der Anteil nur leicht über dem städtischen Durchschnitt liegt, in Wesertor mit 29,6 Prozent (gegenüber 12,8 Prozent im gesamten Stadtgebiet) hingegen weit darüber. Die Hälfte der Einwohner des Stadtteils hat einen Migrationshintergrund.

Auch gilt wiederum für beide Stadtteile, dass die Wahlbeteiligung hier weit unterdurchschnittlich ist. Im Stadtteil Wesertor wird nahezu regelmäßig die geringste Wahlbeteiligung in Kassel gemessen. Mithin ist auch eine Korrelation mit geringem gesellschaftlichem Engagement anzunehmen.

Das Gebiet Wesertor wurde zu Teilen bereits 2008 in das Programm „Soziale Stadt“ aufgenommen. Ziele des Programms sind die Verbesserung

69 Eigene Darstellung auf Basis von: Stadt Kassel: *Statistische Informationen. Arbeitslose nach dem Wohnort mit Leistungsbezug nach dem SGB II und/oder SGB III*, Stand 30.06.2009, (Fachstelle Statistik).

der Wohn- und Lebensverhältnisse in benachteiligten Stadtgebieten, die Stabilisierung der wirtschaftlichen Lage, die Erhöhung der Lebenschancen durch Vermittlung von Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissen sowie die Stärkung der Identifikation der Bewohner mit dem Stadtteil. Dazu wurde von der Planungsgruppe Stadtbüro sowie dem Diakonischen Werk Kassel ein Stadtteilmanagement eingerichtet. Beide stellen jeweils einen Stadtteilmanager, der die Umsetzung des Programms im Wesertor sicherstellen soll. Sie agieren außerdem als Knotenpunkt für die Stadtverwaltung und die lokalen Akteure sowie nicht zuletzt als Anlaufstelle für die Bewohner. Bislang gibt es einige verschiedene Stadtteilarbeitskreise, in denen sich die Bewohner engagieren können.⁷⁰

3.2.3 Leipzig-Grünau

Der Leipziger Stadtteil Grünau ist ein besonderer Fall im Rahmen dieser Studie. Er steht als eines der größten Neubauviertel der ehemaligen DDR geradezu symbolisch für den nach der Wende als unzeitgemäß und überolt stigmatisierten DDR-Plattenbau.

Leipzig-Grünau ist ein vergleichsweise großer Stadtteil, mit 46.000 Einwohnern (Stand 2007) der zugleich größte und jüngste Leipziger Stadtteil. In die engere Untersuchungsauswahl kamen Grünau Ost (7.921 Einwohner, alle Angaben Stand 31.12.2007), Grünau Mitte (12.183 Einwohner), Lausen-Grünau (12.309 Einwohner) und Grünau Nord (8170 Einwohner).

Heute herrscht in Grünau großer Wohnungsleerstand; der Rückgang der Einwohnerschaft um fast die Hälfte (1989 lebten noch 85.000 Menschen in Grünau) hat den Stadtteil stark verändert. Überalterung und ein zum Teil starker Zuzug von einkommensschwachen Haushalten bei gleichzeitig hoher Einwohnerdichte (ca. 8.000 EW/km²) prägen das Viertel heute.

Dabei ist Grünau, verglichen etwa mit ähnlichen Vierteln in künstlich entstandenen Industriestädten wie Schwedt oder Hoyerswerda in der Binnenwahrnehmung der dort lebenden Bevölkerung relativ positiv bewertet. Umfragen in Grünau bescheiden dem Stadtteil immer wieder eine überraschend hohe Wohnzufriedenheit. Diese Wahrnehmungslücke resultiert, so

70 Vgl. <http://www.dw-kassel.de/stadtteilmanagement/index.html> (zuletzt eingesehen am 04.12.2010).

Alice Kahl,⁷¹ aus der pauschalen Behandlung von Plattenbausiedlungen. Nicht zuletzt deshalb erscheint Grünau im Rahmen einer Befragung als der am wenigsten begehrte Wohnstandort der Stadt Leipzig.⁷² Der Kontrast zwischen Fremdbild und Eigenwahrnehmung der Grünauer liegt auch darin begründet, dass das Neubaugebiet zu DDR-Zeiten noch als äußerst begehrter Wohnstandort gegenüber den unsanierten Altbauten der Innenstadt galt.

Bei der ersten städtischen Sanierungswelle in den 1990er Jahren noch ignoriert, ließen sich aufgrund des im Stadtverhältnis niedrigeren Altersschnitts und der leicht höheren Einkommen der Bewohner zahlreiche Handelsketten nieder. Zudem wandelte sich Grünau im Zuge der ostdeutschen Deindustrialisierung und durch infrastrukturelle Investitionen von einer reinen „Schlafstadt“ zu einer Art Mittelstadt. Gleichzeitig vollzog sich ein deutlicher Rückgang der Berufstätigkeit zugunsten eines relativ starken Anstiegs der Zahl arbeitsloser Bewohner und Rentner.

Am schwersten war Leipzig, und hier insbesondere Grünau, vom Prozess der Suburbanisierung betroffen. Ein massiver Bevölkerungsverlust setzte Mitte der 1990er Jahre ein, als sowohl einkommensstarke Bewohner als auch mittlere Altersgruppen in der Familiengründungsphase die städtischen Quartiere verließen und das Leipziger Umland besiedelten. Grünau verlor binnen zwei Jahren auf diesem Wege rund 10.000 Einwohner. Der Wohnraumleerstand betrug 2002 rund 16 Prozent.⁷³ In Leipzig zog dieser Wandel zwar nicht die Bildung sozialer Brennpunkte nach sich, führte aber dennoch zu einer verstärkten kleinräumigen Armutskonzentration, von der auch Grünau betroffen war. Die Besiedlung der leer stehenden Wohnräume erfolgte hier sozial selektiv: „Einkommensschwache, Aussiedler, sozial Auffällige“⁷⁴ schadeten dem Image des Viertels und verschlechtert das Klima im Stadtteil, zumindest aus der Perspektive alteingesessener Bewohner.

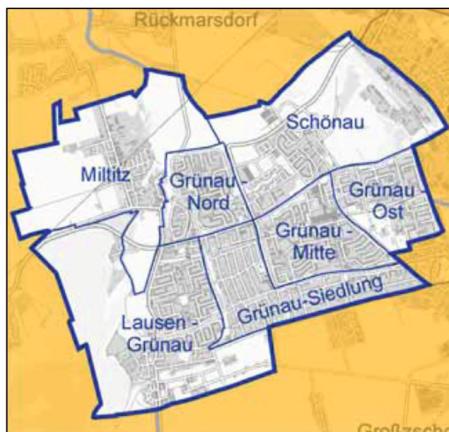
71 Vgl. Kahl, Alice: *Erlebnis Plattenbau. Eine Langzeitstudie*, Opladen 2003, S. 11.

72 Vgl. Steinführer, Annett: *Wohnstandortentscheidungen und städtische Transformation. Vergleichende Fallstudien in Ostdeutschland und Tschechien*, Wiesbaden 2004, S. 191f.

73 Vgl. Glock, Birgit: *Stadtpolitik in schrumpfenden Städten. Duisburg und Leipzig im Vergleich*, Wiesbaden 2006, S. 107 und 110; Steinführer: *Wohnstandortentscheidungen*, S. 169ff.

74 Steinführer: *Wohnstandortentscheidungen*, S. 185.

Abbildung 12: Überblick Stadtteil Grünau



Quelle: Stadt Leipzig (Amt für Statistik und
Wahlen), Ortsteilkatalog 2010.

Seines Attraktivitätssprungs ungeachtet wandelte sich Grünau seit Mitte der 1990er Jahre, zeitgleich mit dem unter großer Bürgerbeteiligung begonnenen Stadtumbau, zum „Problemviertel“. Das beobachtete Paradox: Die sehr hohe Beteiligung der Bürger bei der Umsetzung führte zu einer breiten gesellschaftlichen Akzeptanz innerhalb des Viertels; die Wahrung lokaler Identifikationsräume hatte Vorrang. Doch die Verbundenheit im Viertel blieb nur bei denen weiterhin vorhanden, die sich nicht für die Abwanderung in nun attraktiver werdende Stadtteile entscheiden wollten oder konnten. Was einst als Wunschviertel galt, stand nun als Synonym für Beengung, Schlichtheit, Komfortarmut und vor allem soziale Abgründe. Diese Sichtweise wurde zu einem großen Teil ins Viertel selbst importiert, was zu einer starken Divergenz zwischen Ist- und Imagewahrnehmung führte: Im Jahr 2000 fanden viele das Wohnumfeld in Grünau deutlich verbessert, jedoch glaubten nur wenige, dass sich auch das Image verbessert hätte.⁷⁵ Dieses blieb im Zuge konstant negativer Medienberichterstattung schlecht.⁷⁶ Der bisweilen paradoxe Kontrast zwischen partizipationsorientiertem

75 Vgl. Kahl: *Erlebnis Plattenbau*, S. 147.

76 Vgl. ebd., S. 23.

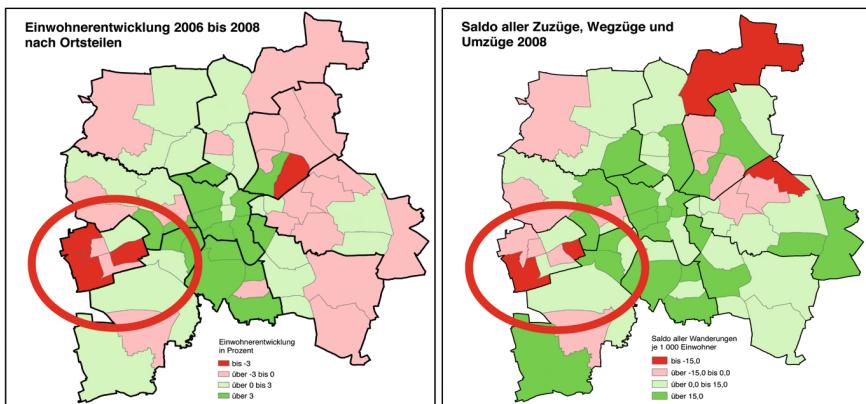
Stadtumbau, negativer Fremdwahrnehmung und Berichterstattung sowie einem real stattfindenden sozialen Niedergangsprozess ließ die Wahl auf Grünau als Erhebungsort fallen.

Interessant erschien des Weiteren auch die unterschiedliche historische Ausgangssituation im Vergleich von ost- und westdeutschen Stadtteilen. Denn der Hintergrund der historischen Entwicklung vor 1989 gilt als nicht konstante Variable. Im Rahmen der Studie sollten (vermutete) Besonderheiten in ostdeutschen Stadtgesellschaften im Allgemeinen und in den großen Neubausiedlungen der 1970er und 1980er Jahre im Besonderen untersucht werden. Der Stadtteil Grünau entstand ab 1976 und zog augenblicklich das wissenschaftliche Interesse auf sich: Bereits drei Jahre später lassen erste, bis heute wiederholte Intervallstudien Rückschlüsse auf Gestalt und Verfasstheit des Viertels zu. Noch in den Gründerjahren herrschte großer Optimismus vor; die Bewohner des Viertels waren jung und qualifiziert. 1987 wurde im Rahmen der Studie erstmals eine Befragung zu sozialem Engagement durchgeführt: 54 Prozent erschienen als völlig inaktiv, vor allem Arbeiter waren kaum engagiert. Zentrale Akteure waren vielmehr die Angehörigen der „Intelligenz“ im Viertel (meist Angestellte mit Hochschulabschluss).⁷⁷ Es existierten funktionsfähige nachbarschaftliche Solidaritätsnetzwerke (Hilfsbereitschaft, starker Kollektivgeist). Hausfeste, Grillabende und Kinderfeste bedurften auch hier vor allem des freiwilligen Engagements Einzelner.

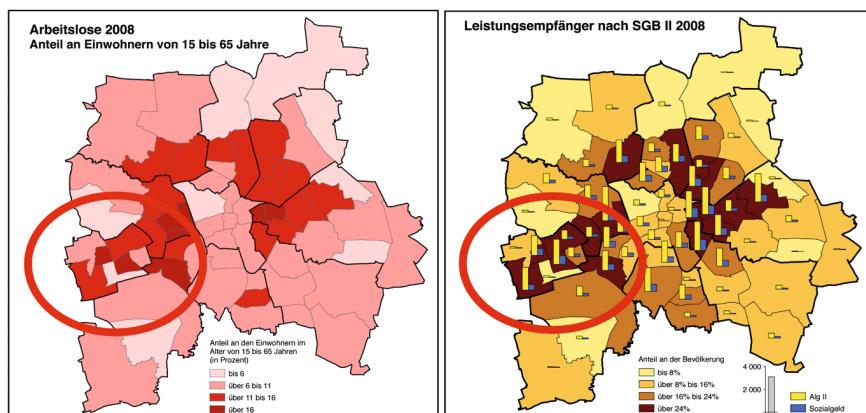
Solide und verlässliche Nachbarschaftskontakte galten vor 1989 als Markenzeichen Grünaus (gerade im Gegensatz zum Vorurteil der Anonymität in urbanen Altbaugebieten). Zwar bot das Schlafstadt-Phänomen – die erwerbstätige Bevölkerung hielt sich an Wochentagen tagsüber in der Regel nicht in Grünau auf – seinerzeit kaum Gelegenheiten für Sozialkontaktepflege. Gleichwohl gab es vielfach, gerade von Seiten öffentlicher Stellen, Kollektivierungsbemühungen in den Hausgemeinschaften. Der (Zwangs-)Kollektivismus der DDR wurde damals mehrheitlich positiv bewertet bzw. es wurde sich damit abgefunden. Allerdings lösten sich diese Strukturen nach 1990 auf und sind bis heute – von wenigen, auf kleinere Hausgemeinschaften angelegten Aktivitäten des Nachbarschaftszentrums abgesehen – in den Hintergrund getreten.

77 Vgl. Kahl: *Erlebnis Plattenbau*, S. 57ff.

Abbildungen 13 und 14



Abbildungen 15 und 16



Quelle aller Abbildungen: Stadt Leipzig (Amt für Statistik und Wahlen), Strukturatlas 2009.

Unterschiede in der Wahrnehmung sozialer Kontakte im Viertel sind seither deutlich aufgespreizt. Die im Viertel verbliebenen Älteren schätzen den Kontakt zu Altersgenossen als gut ein, während bei den neu hinzugezogenen jüngeren Menschen viel weniger Sozialkontakte bestehen.

Die Wandlung Grünaus zu einem sozial schwächeren Viertel lässt sich schließlich auch mit sozialstatistischen Daten belegen. Wie die obenstehen-

den Karten (siehe Abbildung 13 und 14) zeigen, ist Grünau auch aufgrund einer tendenziellen Überalterung am stärksten von einer negativen Einwohnerentwicklung betroffen.

Auch hier gilt, dass es in den meisten Teilen Grünaus eine überdurchschnittlich hohe Quote von Sozialleistungsempfängern gibt, die, variiert nach den Stadtteilen, bis zu 11,3 Prozentpunkte über dem städtischen Durchschnitt liegt (siehe Abbildung 15).

Der „Ausländeranteil“ ist hingegen relativ gering (zwischen 2,8 und 5,5 Prozent) und liegt damit zumeist unter dem ohnehin relativ niedrigen gesamtstädtischen Durchschnitt. Während der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund in ostdeutschen Städten (außer Berlin) – also auch in den „Problemvierteln“, wo sich sonst migrantische Lebenswelten ballen – verhältnismäßig gering ist, lässt sich das Kriterium der Wahlbeteiligung wiederum problemlos anwenden. Generell ist die Wahlbeteiligung in den untersuchten Teilen Grünaus eher unterdurchschnittlich, wenngleich andere Stadtviertel hier, auch in puncto Sozialtransferquote, noch hinter Grünau rangieren.

Interessant erscheint in Grünau aber vor allem ein anderes Bündel an Phänomenen, das direkt mit der Zufriedenheit der Bewohner im Quartier korreliert. Die Wohnzufriedenheit im Viertel ist, wie oben bereits erwähnt, auffallend hoch. Trotz des seit den 1990er Jahren immer wiederholten Stigmas des „Problemviertels Grünau“ nehmen viele Bewohner den eigenen Stadtteil viel positiver wahr als etwa in den beschriebenen Vierteln in Kassel und Göttingen.⁷⁸ Die Ursachen für eine positive Beschreibung des eigenen Wohnumfeldes zu finden, gab, neben den sozialstatistischen Rahmenbedingungen und der Gestalt des Viertels, den entscheidenden Ausschlag für Grünau als Untersuchungsviertel, konkret aufgrund der Altersdurchmischung und des geringeren Sozialstatus die Wohnkomplexe 1-3, 4 und 8.⁷⁹

Der Vielschichtigkeit und dem enormen Wandel des erst rund dreißigjährigen Stadtteils ist es geschuldet, dass im Rahmen der Studie mit Be-

78 Auf die Frage, wie zufrieden die Bewohner der verschiedenen Wohnviertel ganz allgemein sind, schneiden etwa Grünau-Ost und Grünau-Mitte relativ gut ab. Auch Lausen-Grünau und Grünau-Nord hatten, trotz größerer Probleme, noch gute Ergebnisse. Vgl. Stadt Leipzig (Amt für Statistik und Wahlen): *Bürgerumfrage 2008. Ergebnisbericht*, Leipzig 2009, S. 103ff.

79 Vgl. Kahl: *Erlebnis Plattenbau*, S. 73f., 81f.

dacht einzelne Wohnkomplexe (im Folgenden WK genannt) ausgewählt wurden. Die ältesten und relativ innenstadtnahen WK 1, 2 und 3, die bis Anfang der 1980er Jahre fertig gestellt wurden und vielfach noch von ihren Erstbeziehern bewohnt werden, stehen in einem gewissen Kontrast zum WK 4, der sich in den 1990er Jahren zunehmend zum städtischen Zentrum Grünaus mit Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten und bester infrastruktureller Ausstattung entwickelte. Schließlich wurde der WK 8 – gemeinsam mit dem WK 7 der jüngste Komplex – ausgewählt. Er ist in randstädtischer Lage am Kulkwitzer See gelegen und in besonderem Maße von sozialen Problemen sowie von Leerstand, Abriss und Umnutzung betroffen, erscheint aber aufgrund der Nähe zum See und den Naturlandschaften wieder attraktiv für Neumieter.⁸⁰

Dr. Evelin Müller vom Leibniz-Institut für Länderkunde und Vorsitzende des KOMM e.V. in Grünau teilt diese Ansicht vollkommen. Ihr zu folge gebe es weit schlimmere Gegenden. Deshalb finde in Grünau viel statt, da der „gemeinsame Feind“ – also die negative Außenwahrnehmung – mobilisierend auf Teile der Bevölkerung wirke. Grünau sei aber weiterhin das ungeliebte Kind der Stadt, die das Geld lieber in die City stecke; da aber viele Genossenschaften vorhanden seien, werde der Stadtteil trotzdem erheblich verschönert. Dennoch gebe es auch Probleme, vor allem weil viele junge Bewohner zuziehen, die in der Tat in prekären Verhältnissen leben. Aber es lebten auch sehr viele recht wohlhabende Alte der so genannten technischen Intelligenz im Stadtteil, die sich zwar durchaus bessere Wohngegenden leisten könnten, aber nicht wegziehen wollten.

80 Dank gilt Frau Dr. Evelin Müller vom Leipziger Leibniz-Institut Länderkunde, die uns hilfreiche Hinweise zur Auswahl der Grünauer Wohnkomplexe für diese Studie gab.

